

In dieser Rolle einen himmelblauen Rock, weisse Handschuhe, eine...
Wiederum war eine gewisse, so furchtbar, als seine Seelentante.
Er zog Julia aus dem Grab, als wenn sie ein Bündel alter...

Ein Meisterwerk moderner Schiffbaukunst. Der neue
Riesendampfer Campana der englischen Cunard-Com-
pagnie wird als ein gewaltiges Meeresmonster der heutigen Schiffs-
baukunst betrachtet. Er hat eine Länge von 820, eine Breite von...

Der Dampf als Helfer der Menschheit. Das statistische
Bureau in Berlin hat folgende interessante Angaben über die
Betriebskraft der Welt veröffentlicht. Vier Fünftel der zur...

Erzeugung von Elektrizität aus Kohle. Wieber sagt der
Welt von Menlo Park, wie die Amerikaner mit Vorliebe
ihren Thomas A. Edison nennen, von sich hören. Und...

Kohle" und des Betriebes von Dampmas durch die Dampf-
maschine gewonnen werden müßten. Der Succus" dieser sieben
Patentansprüche besteht darin, daß Kohle oder ein kohlenstoff-
haltiger Körper in hoher Temperatur der Einwirkung eines...

Nach bekanntem Vorbild. Seine Durchlaucht der regierende
Fürst besucht bei Gelegenheit der hundertjährigen Jubelfeier des
Gymnasiums die Räume dieser Anstalt und wird in das natu-
rwissenschaftliche Cabinet von dem betreffenden Fachlehrer geführt.

Die Vereinstreiter. A.: Sie haben ja schon wieder einen
neuen Verein gegründet. — B.: Freilich — morgen ist die
erste Versammlung. — A.: Was für Zwecke und Ziele soll er
denn haben? — B.: Ja, darüber wollen wir erst morgen
berathen!

Zur rechten Zeit. Zwei Studenten führen am vorletzten Tage
des Monats zwei Damen in ein Restaurant; kaum hat sich die
Thür hinter ihnen geschlossen, so räumt der eine dem andern zu:

Im Atelier. ... Garantiere Sie auch, daß das Bild meiner
Frau ähnlich wird? — Gewiß, Herr Kommerzienrath! —
„Und auf wie lange?“

Wissenschaft. Kund. Literatur.

Die sieben erschienenen 7. Lieferung des 15. Bandes der
Meisterwerke der Holzschneidekunst (Verlag von
F. Weber in Leipzig) enthält Vorträge und Biographien von
Peter von Cornelius, sowie folgende Abbildungen: Denkmal...

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl
vorbehalten:

Zum religiösen Frieden. Ein Vortragswort von W. Wulsdorf.
Braunschweig, C. U. Schwesikowsky & Sohn.
Das Wesen der Religion. Von G. Hegler, ebenda.
Griechens Reisebücher. Band 3, Thüringen. A. Gold-
schmidt, Berlin.
Georg Ebers, Roman aus der Vorkristenzeit, von F. von
der Hellen. Berlin, Verlag des Vereins der Buchhändler.
Amerikanische Bilder. Entwürfe eines Deutschen in Nord-
amerika von Johannes Hoffmann. Berlin, K. Eigismund.
Export-Hand-Adressbuch von Deutschland 1888/89.
Berlin, B. Staufenberg.
Deutsche Reden. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte
des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Th. Glatz.
Erster Band. Leipzig, Biederstein.
Führer durch Meissen und seine Umgebung. Meissen,
Mittler & Sohn.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 112. Halle a. d. S., Montag den 15. Mai 1893.

[30]

Den Herrn im Hause.

Humoristischer Roman von Heinrich Vorkat Schumacher.

Punkt zwei Uhr fuhr Poch an der Rampe des Schlosses
vor. Frau Henriette hand schnell ihre Küchenschürze ab und
eilte mit zitternden Knien hinaus, den wichtigen Gast zu emp-
fangen. Es regte sich jedoch nichts, als sie an die Staats-
Kassette herantrat.

„Ein pudiger Herr!“ meinte Poch, indem er sich verstopfen
befrauzte. „Ich kam ein wenig zu spät zum Zuge und der
Stationsvorsteher sagte mir, der Herr nach Hohenbüch liege
drinnen im Wartesaal auf einer Bank und schlafe. Sie hätten
ihm mit Milde und Noth aus dem Wagon gebracht; es sei
gewissen, als ob ihm jemand ein Schlafpulver eingegeben
habe. Und auch während der Fahrt hierher hat er sich kaum
ein einziges Mal bewegt! Wenn die Frau Baronin einmal
nachsehen wollten, ich kann wegen der Pferde nicht vom Hof
herunter!“

Frau von Hohenbüch öffnete das Schloß der Wagens
und hätte trotz ihrer Besorgnis beinahe gelacht. Es war ein
sehr, sehr alter Herr, der Erwartete. Die Reismünze war
ihm vom Haupte gestülpt und der Regen plätscherte unge-
hindert auf seinen Schadel herab, der nur an den Schläfen
und hinten im Genick noch ein paar eisgraue Büschel Haare
besaß. Sein tiefgraues Gesicht war durch eine mächtige
Narbe, von der rechten Stirnseite bis zum linken Kinnbando
über die Nase und durch den Mundwinkel laufend, in zwei
Hälften getheilt; jedoch verlief sie demselben nichts Abstreuen-
des, eher etwas Komisches. Dem wohl insofern schlechter Zu-
sammenhang beirrte sie, daß auf der rechten Seite des
Gesichtes tiefenartige Narbe thronte, während die linke fortwährend
zu lächeln schien, selbst jetzt im Schlafe. Seine regelmäßigen
Atemzüge verriethen, daß der Fremde noch immer schlief.
Wohl während des Fahrens war sein Körper auf den Fuß-
boden der Kutsche herabgeglitten, sein Kopf ruhte zurück-
gebeugt auf dem Sitzpolster, und seine langen, hageren Beine
ragten unter dem Schutleder auf das Trittbrett heraus, wäh-
rend seine Arme eine verblühte, alte, gestifte Reisetasche fest
an die Brust gedrückt hielt.

„Es ist kein ganzes Gepäck!“ brummte Poch mit durch-
schimmernder Verachtung. „Und für so was schickt der Herr
den Biererzug!“
Frau Henriette hörte nicht auf ihn, sondern mühte sich ab,
den alten Herrn durch Mitteln an Arm und Schulter zu er-
wecken. Doch alle ihre Aufstrengungen waren umsonst; jener
rührte sich nicht und schon beschlich etwas wie Furcht Frau
Henriettes Herz, als hätte jemand auf den Kopf und trat
einstweilen verständig, sich zum Ohre des Schlafenden hinab-
zulegen und in dem schnarrenden Tone der Eisenbahnschaffner
zu rufen:

„Hohenbüch! Alles aussteigen!“
Der Fremde fuhr empor und öffnete seine Augen, um sie
nach einem Winkeln gleich wieder halb zu schließen. Dennoch
raffte er sich auf, schloß die Reismünze auf den Kopf und trat
einstweilen schwankend aus der Kutsche auf die Rampe.
„Was heißt die Station?“ wandte er sich dort in schleppender
Sprachweise zu Frau Henriette.
Frau von Hohenbüch lächelte.
„Hohenbüch!“ entgegnete sie sanft und warf der sicheren
Henriette einen verworrenen Blick zu. „Aber es ist keine Station,
sondern das Schloß meines Mannes, des Freiherrn von
Hohenbüch!“
Wieder zuckte er auf.
„Hohenbüch?“ wiederholte er. „Das Besitzthum meines
Onkels, treuen Rodus?“ — Er trat vom Portal zurück und
umfing die staltliche Front des Gebäudes mit ent-
zückten Blicken. — „Ja, es sieht ihm ähnlich! Da hinein
paßt er, der Ritter ohne Furcht und Tadel, wie wir ihn
nannten!“

„Aber, mein Herr,“ rief Bitte lachend, „Sie lassen sich ja
ins Gesicht regnen! Kommen Sie doch herein; Sie werden
sich sonst erkälten!“

„Wer ist diese Kleine?“ fragte er, und Frau Henriette, die
ihm zur Rechten stand, erwidert vor dem furchtbaren Ernst,
der auf seinem Gesichte ruhte.

Bitte machte ihm einen zierlichen Ankr.
„Diese Kleine ist das Freifräulein Melitta von Hohenbüch,
abgetrennt Bitte genannt, und wird gleich die Ehre haben, Ihnen
zum Schut gegen den unabweislichen Husten ein Glas Strog
zu bereiten. Sie alles Papachen!“
Dabei schlug sie ihm ausgelassen lustig auf die knöchernen
Hand und sprang in die Küche.

„Aber Bitte!“ rief Frau von Hohenbüch entsetzt; denn sie
sah, wie die Miene des wichtigen Gastes noch finsterner
wurde.
Der Fremde stieß einen seltsamen, pfeifenden Ton aus, wie
wenn der wachende Kranich seine Genossen vor einer napenden
Gefahr warnt.

„Ein nettes Ding!“ sagte er dann langsam und richtete sein
rechtes Auge durchbohrend auf die Mutter. „Die konnte mir
gefällen. Wird wenigstens Leben unter das Dach eines alten
Wannes bringen!“

Frau Henriette wurde blaß und es wälzte sich ihr centner-
schwer auf's Herz. Das also war es, was Rodus dunkel
angedeutet! Er wollte eine seiner Töchter verheirathen, um
den Ruin seines Hauses mit fremdem Gelde aufzuhalten! Und
diesen eisgrauen, schrecklichen Alten da mit dem Gesichte eines
Bampyr's hatte er für sie bestimmt.

„Ob, wenn es wirklich so wäre —“
„Und Sie sind des guten Rodus Frau!“ fuhr jener fort
und stierte sie drohend. „Er hat also Glück gehabt in der
Welt, der arme Kerl! Mehr Glück als ich, obgleich —
damals, als wir beide flotte Reutenauts waren, hätte es keiner
von uns gedacht, daß es einmal so kommen würde. Ach, dem
eine große Zukunft lagte.“ — er fuhr sich grimmig mit der
Hand über den fahlen Schadel — „na, sprechen wir nicht
davon! Während er — unter uns — er galt niemals für
ein besonderes Kucken, der gute Rodus, aber wir hatten ihn
trotzdem gern. Ach bin neugierig auf sein Gesicht, wenn er
mich nach so langer Zeit wieder sieht!“

Frau von Hohenbüch raffte sich zu einer Entgegnung auf.
Solange sie die Pläne des Freiherrn nicht genau kannte, durfte
sie ihnen nicht widerstreben.

„Er hat Sie schließlich erwartet!“ entgegnete sie gezwungen
liebenswürdig. „Und würde sicherlich auch bei Ihrem Em-
pfange zugegen gewesen sein, wenn er nicht im Dorfe unten
durch ein unaußgesprochenes Verhängnis zurückgehalten wäre. Aber
er hat mich beauftragt, Ihnen alle Bequemlichkeiten zu ver-
schaffen, die uns in unserer beschränkten Verhältnissen möglich
sind.“

Der Fremde sah sie erlöst an.
„Das hat er gesagt?“ fragte er. „Ja, woher weiß er denn,
daß ich...? hm!“ — sein Gesicht verdußerte sich so sehr, daß
Frau Henriette erzittert einen Schritt zur Seite trat. —
„Kramph, bei dem ich zuletzt war, wird's ihm unter der Hand
mitgetheilt haben. Gerüchlich, aber nicht zu ändern! Er hat
also wirklich unsere Freundschaft nicht vergessen, der gute
Rodus? Ja, ja, er war von jeher eine gutmüthige Seele,
immer etwas knapp!“

Er lachte wieder pfeifend auf und machte dabei die Hand-
bewegung des Geldzählens.
Frau Henriette wurde es immer unheimlicher in der Nähe

Für die Redaction verantwortlich: Albert Gering in Halle.

Druck und Verlag von Otto Zschäke in Halle a. S.



des sonderbaren Mannes, der neben ihr die Treppe zum ersten Stock hinaufführte. Aber sie betrug sich; hatten nicht sehr oft die reichsten Leute die meisten Schranken?

„Hier,“ damit öffnete sie das blaue Zimmer, ein für eine Nacht der Aufenthalt des hochseligen Kaisers, hier littet Rochus Sie, zu mochten und mit unserer Einfachheit vorlieb zu nehmen!“

Der Alte trat ein, um dann gleich neben der Thür stehen zu bleiben. Und sein Blick überlag die prunkvollen Gobelinmübel, die schweren Gardinen an den Fenstern, den weissen Marmor der Wände, der mit Gold verziert war, den mächtigen Kronleuchter an der Decke und das reiche, schwelgerische Frühstück auf einem der Tische.

„Hier soll ich wohnen?“ rief er mit zitternder Stimme. „Ich alter, rauhporkiger Mensch in einem solchen Paradieszimmer!“

Frau Henriette fuhr zurück vor dem wilden, drohenden Ausdruck seiner Züge und öffnete schnell die Thür zum Klozetten, in welchem ein breites, mit seidenen Kissen ausgestattetes, kunstvoll gefirniss Bett neben einem marmornen Waschtisch stand. Auch hier die verschwenderischste Pracht, wie im Salon.

„Ihr Schlafzimmer!“

Der Alte stand einen Augenblick wie erstarrt.

„So ist mein Traum dennoch Wahrheit geworden!“ flammte er. „Es giebt noch wahre, alles überdauernde Freundschaft auf der Erde! Mein guter, guter Rochus! Von ihm hätte ich es am wenigsten erwartet; er ist der Letzte, den ich ansehe, um ein hübsches Wäschen für mein müdes Haupt zu finden, und er — ohne zu wissen, was er an mir haben wird, empfängt er mich, wie man einen König empfängt! Oh, gnädige Frau, sagen Sie mir, wo ist er — damit ich ihm danke!“

Er beugte sich über ihre Hand, um sie zu küssen, mit einem Gesichte, als ob er sie verjähren wollte. Frau Henriette schrie leicht auf und entzog sie ihm schnell. „Sie werden hungrig sein von der langen Fahrt!“ suchte sie abzulenkeln. „Wohnten Sie nicht erst eine Kleinigkeit zu sich nehmen? Rochus wird dann zurück sein und Ihnen seine Aufmerksamkeit machen!“

„Hunger habe ich allerdings,“ entgegnete er, mit ihr in das blaue Zimmer zurückführend. „Doch Schmach nach dem prächtigen Bette dort eigentlich noch mehr. Sie wundern sich über meine Schlafsucht?“ — Er seufzte tief auf. — „Das rührt noch von meinem früheren Beruf her. Ich habe mehrere Jahre hindurch keine Zeit gehabt, nachts zu schlafen, sondern dies am Tage abmachen müssen. Und nachher vermochte ich mich von dieser Gewohnheit nicht mehr zu befreien. So habe infolge dessen viele Unannehmlichkeiten gehabt; jede Hausordnung wurde durch mich auf den Kopf gestellt, meine besten Freunde habe ich dadurch verloren!“

Cäcilie.

Novelle von Ernst Wachter.

Dort stand das letzte Gebäude der Stadt, jenes Häuschen. So oft ich vorüberlief, machte es auf mich den Eindruck, als wäre es ausgefallen. Keiner von den Bemwohnern ließ sich bilden, die Fenster waren nicht verhängt und selbst der Hund hing nicht zu dessen an. Und doch zog es mich mit magischer Gewalt an sich, die düstere Einsamkeit war auf einmal für mich bedeutungsvoller als die geräuschvollen und süßesten Blüde der Schönen des Dries.

Eines Abends aber schien es, als ob sich der Schleier des Geheimnisses lüften wollte. Während ich an dem Häuschen langsam schritt und in nachdenklicher Stimmung vorüberging, hörte ich ein leises, halbunterdrücktes Singen. Betroffen blieb ich stehen, um zu lauschen. Das Singen verrieth nicht, im Gegenstand, die Stimme erhob sich allmählig voller und leiser. Es war keine rüthmatisch geführte Melodie, die mein Ohr traf, sondern ein singendes Sprechendes, ein melodisch schlängelndes Beten; ich verstand kein Wort, aber die Stimme betäubte mich schier vor Klang und Sülle. Sie war von zartem, edelstem Wohlklang, wie flimmernde Goldfäden quoll es empor und verwebte sich zu zitternden Tongelächern; und so rührend, lebend, fliegend war der Gesang, als wäre jeder Ton eine Thräne, entfloren einem bitteren, hoffnungslosen Sehe. Die Stimme konnte nur einem jungen Mädchen angehören. Vergebens strengte ich mein Auge an, um hinter den Gittern des Fenstervorhangs wenigstens den Schimmer ihres Gesichts zu erblicken — es war unmöglich, auch nur eine Spur der Sängerin zu entdecken, und so blieb es mir vorbehalten, nach eigenem Gutdünken der hohen Stimme eine Besizerin zu geben.

Er starrte düster vor sich hin; dann setzte er seine Reisetasche, die er bis dahin sorgsam in der Hand getragen, auf einen Stuhl.

„Es ist alles darin, was ich mein nenne!“ sagte er in einem erbärmlichen, mittelbetragenden Tone und wachte Frau Henriette einen schrägen Blick zu, der sie schaudern machte. „Doch, wenn es denn wirklich gestohlet ist, so werde ich eine Kleinigkeit essen und darauf ein wenig ruhen. Ich möchte es jedoch gleich erfahren, wenn mein guter Rochus kommt, damit ich ihn umarmen und ihm meinen Dank abstrahlen kann!“

Frau von Rohnsdorf verneigte sich wortlos und trat an den Tisch, um dem Gaste alles zurecht zu rücken. Er nahm zu ihrer Rechten auf einem Sopha Platz und sein Gesicht war mit einem Schlage von Grund aus verändert. Sehr Viele strafte von einem hellen Lächeln.

„Caviar!“ schmunzelte er. „Das zeigt mir kein liebevolles Gedenten! Er hat nicht vergessen, daß das mein Lieblingsfrühstück war. Eine Seele von einem Freunde! — Er muß auch ein vorzüglicher Gatte und Vater geworden sein, nicht wahr, gnädige Frau?“

Frau Henriette wollte ihm gerade den Teller mit dem gerösteten Weißbrot reichen, als er zu ihr aufblickend sie anlächelte. Und hatte sie vorher sein süßeres Gesicht erachtet, so jagte ihr jetzt dieses Lächeln eine noch größere Furcht ein. Sie setzte zitternd den Teller auf das Tischchen zurück, murmelte etwas Unverständliches und eilte wie von Furchen getrieben aus dem Zimmer.

Der Alte sah ihr erstaunt nach, dann nickte er verstehend vor sich hin.

„Ja, ja, die Narbe! Ich vergaß die Narbe!“ murmelte er in sich hinein. „Was wohl Rochus dazu sagen wird! — Umgekehrt habe ich mich jedenfalls gut. Unmöglich, daß er etwas . . . Haha! Wenn er wüßte, wenn er wüßte!“ — Sein Blick streifte fast zärtlich die alte, gestifte Kleiderstücke auf dem Stuhle. — „Es ist die letzte Probe! Wenn auch seine Freundshaft nicht Etlich hält, dann . . .“

Er wiegte trübhinig das Haupt, dann raffte er sich auf und machte sich an den Caviar.

„Dem könnte ich wirklich gut sein, Mama!“ sagte Cäcilie zu Frau von Rohnsdorf. „Er hat ein so liebes Gesicht, trotz seiner Häßlichkeit, und ein so freundliches, gutes Lächeln.“

„Cäcilie!“ schrie Frau Henriette entsetzt auf. „Du könntest . . .? Hat Papa dir etwas gesagt?“

Cäcilie nickte harmlos.

„Er meinte, wir alle sollten recht liebenswürdig zu dem Herrn sein. Man könne nicht wissen, was sich ereigne! Die arme Frau sentte wie betäubt das Haupt. Es war also wirklich so! Und Cäcilie sollte das Opfer sein!“

(Fortf. folgt.)

Er lag stöhnend und stierend zu Bett, sein Betben hatte in bedenklicher Weise zugenommen, am Himmel hing eine Gewitterwolke und ein fohles Wetterzeichen ließ durch das schwaue Zwielicht des Kranzengimmers. Mich ließ es nicht abgute, eine ungebürliche Schmach in mir verlangte nach der Erlösung meiner Unbekantheit; ich lagte meinem Enten, der eine große Scheu vor Gewittern hatte und lieh darauf bestand, seine Hausgenossen während des Auftritts der Natur um sich zu sehen, daß ich bald wieder zurückkam, und in wenigen Minuten hätte ich das Ziel meines Weges erreicht. Aber der erwartete Gesang wurde mir diesmal verweigert; unwillkürlich sandte ich einen Blick des Vorwurfs hinüber, — da flirrte das Fenster, ein Mädchenloß ward für eine Sekunde sichtbar, blüßschnell fuhr ein Gegenstand heraus und schwebte zu meinen Füßen nieder. Dann schloß sich das Fenster und das Häuschen bestand sich wieder in seiner harren Ruhe. Betroffen stand ich da, meine Blide hobten sich in das Fenster, als müßten sie die Scheibe klirrend durchschlagen, daß ich des himmlischen Gesichts noch einmal gewahr werden könnte. Ich sah nur das Auge des Mädchens auf mich gerichtet, und aus diesem Auge aull ein Gnadenblick von unheimbarer Hellseligkeit. Es war mir, als hätte ich eine Vision veräußert und bedrückender Blichsicht geholt. Aber weiß, wie lange ich noch dagesanden hätte, wenn mich nicht, dem ausweichenden Gewitter Schutz suchend, ein mächtiger Witz fuhr herüber und rih mich aus meiner Betäubung, in seinem Bitterchen funkelte etwas am Boden, es war der Gegenstand, den das Mädchen mir zugenommen und den ich beinahe vergessen hätte. Ich blüßte mich und hob ihn auf. In meiner Hand hielt ich einen aierlichen Dolch, der offenbar als Briefschweizer diente und um das ungeliebliche Mordinstrument war mit einem rothen Faden ein weißes Blatt befestigt. Zu feierhafter Elle löste ich das Papier los, auf der Innenseite standen mit großen Lettern zwei Worte geschrieben: „Nette mich.“ Bräunlich stürzte der Regen auf mich herab; vollständig durchnäßt kam ich nachhause. Mit Feuerschrift malten die Blitze zwei Worte an den Himmel, mit drohendem Schreien verknüpfen die Donnerschläge zwei Worte, jeder herabrieselnde Regentropfen bauchte mit leuchtend Wunde zwei Worte, und in mir schrie und jubelte es: „Nette mich, rette mich!“

Nette mich! So, nun war ich zu einem hohen, gewaltigen Werke vom Schicksal auserkoren. All mein Sinnen und Trachten, mein Schen und Schmachten hatte nun einen Inhalt, einen Zielpunkt gefunden, ein Nette sollte ich sein, ein Held! Aber bald wich mein Lebensschwung, meine Zuversicht, mein Erstbegehrt dem trübseligen Niedergeräusch nichtwehner Unterlegung. Wor vor sollte ich sie retten? Wie sollte ich mein Netteangewert begreifen? Konnte ich so schonungslos in das von zwei handelnden Dienen bewohnte Haus eindringen? Und weiß sie überhaupt, wer ich bin? Und wenn sie es wüßte, daß ich nur ein einfacher, macht und vermögensloser, in niedriger Stellung befindlicher Jüngling bin, hätte sie sich dann an mich gewandt? War nicht eigentlich ihr Verzweiflungserst ein Schrei in der Wüste, das Tappen eines Blinden in die leere Luft? In widem Schmerz meiner Ohnmacht schlug ich meine Hände vor das Gesicht und fing bitterlich zu schluchzen an. Für Voll der Netteung war in mir der Gedankung meiner eigenen Schmach nach Bekehrung aus engen, bedrückenden Wechseln. Ich stülte mich mit dem Mädchen, dessen Bild in meinem Herzen aufzulichten begann und mich mit den Schauern eines überirdischen Glückes durchdrang, innig verwaschen, brüderlich verbandt, zärtlich vertraut. Ach, nur das merkmächtige große Gefühl der Jugend kam sich so eines Abhantons bemächtigen, wie ich es damals that, und kein mildes Schicksal trat dazwischen und hinderte mich in den Abgang zu führen, den ich für die Rosenbrüde noch einem neuen schmerzlichen Leben leit. . . .

Zwei Tage waren vergangen, für mich eine Ewigkeit. Ich schmeckte die unmöglichsten Blüde und doch befahl mich eine

solche Schicksalernheit, daß ich nicht imstande war, den Weg nach dem Züngerarten zu betreten. Mit schwerem müdem Kopfe wanderte ich herum, die Ermattung der Schicksaligkeit rang mit dem Fieberzwang, in den mich das Geschehnis verlegte. In denen Stunden aber trat das wunderbarste Ereignis meines Lebens ein und in eine tröge flüsternde Entschlossenheit, wie ich sie nie wieder gehabt, sollte ich die zitternde und zoge Unentschiedenheit meines Wesens umwandeln. Es war am Sonntag vormittag, die Glocken riefen die Gläubigen in die Kirche und in dieser Stunde vollzog sich die unheilvolle Wendung in meinem Leben: zu groß war die Verdichtung, mit der Gott im Himmel mich prüfte, und ich erlag ihm. Ich hatte zu meinem Unglück, zu meiner Schmach und Schande, daß ich zu meinem Unglück, zu meiner Verlassen und trat in den Hausflur. Da pochte es als Thor und ebe ich es öffnen konnte, wurde es bereits von draußen aufgeschon und eine verheerliche Gethall schlüpfte herein.

Da sind Sie, Gott sei Dank, ich bin richtig gegangen.“ Es war die Unbekannte.

„Verbergen Sie mich, küssen Sie mich!“ seufzte sie und rang die Hände. Stumm schritt ich ihr voraus, sie folgte mir nach, wie waren in meinem kleinen notdürftig eingerichteten Raum. Vor meinem Bette stand ein Korb, die Hand auf dem Korb, ich schlang ihre Hände auf die Bettvorfüße, ihr Kopf fiel höher auf das Holz auf und ein herzbredendes Schluchzen durchschüttelte ihren Körper.

„Er schlägt mich, er hat mich immer geschlagen . . . und ich habe nie etwas Böses gethan . . . und er ist mein Vater, mein Vater!“

„Mein Fräulein,“ flammte ich blüde, „ich bitte, wenn ich Ihnen dienen kann, mein Fräulein . . .“ Sie erhob sich und trat auf mich zu. „Mir sind Sie so kein Fremder mehr, ich habe Sie täglich gesehen, und ich habe sonst niemand, an den ich mich wenden kann.“

„Gewiß, gewiß,“ flortete ich, „verfügen Sie über mich“ — und in diesem Moment schlug sie den Schleier zurück und nun war es mit meiner Sprache vorbei.

Herr des Himmels! Das Angesticht drang nur kümmerlich durch das schmale Fenster herein, aber mir war jetzt, als ob eine blendende Hellheit durch das Zimmergen flüete. In goldrothen Tönen ließ das Haar um ihr Haupt und die Sonnenstrahlen konnten tiefstehend darüber hin, ein ovalförmiges Gesicht, sein geschnitt, rein wie frischgefallener Schnee, frischrothe, schmale, halbgeöffnete Lippen; idenfrontantische, schwarzglänzende Wimpern und Augen, dunkel wie die Nacht und strahlend wie die Sonne! Eine erliche Gluth brannte in ihren Augen und doch war ihr Gesicht rührend, demüthig schüßte sich das Antlitz eines Weibens einer Bacchantin, die unabhore Begehrt einer Jährlin, der summe lebende Gehörsam einer Weiblein waren in ihr vereinigt. Das alles wukte ich unerwarteter Jüngling noch nicht auseinander zu halten, aber ich fühlte es und ihr Antlitz qualte und bezauberte mich zugleich. Ich hätte vor ihr blind niederfallen mögen und doch war mir, als müßte ich mich stützen, um sie nie wieder zu sehen. Sie stand vor mir wie eine fremdortige Erscheinung, wie ein Wesen aus einer andern Welt und doch jubelte es laut in mir: Sie ist's, nach der du dich gerichst, sie ist dein Glück, dein Leben, dein Schicksal! Raend streckte ich ihr die Hand entgegen, sie aber beugte sich nieder, sie kniete nieder, ergriff meine Hand und drückte leucht, schwere, heiße Küsse drauf und schluchzte: „Sei mein Nette, mein Schüger! Daß mich nicht wieder schlagen, bekehr mich von ihm und ich will die denen mein Leben lang! Du weißt nicht, was ich leide, ohne meine Schuld, — ich habe kein freundliches Wort von ihm gehört, mir hat er nie einen guten Blick gesendet, aber geschlagen hat er mich . . . gelassen . . . eingeliebt, bis ich sterben soll . . . Ich will aber nicht sterben . . . glücklich will ich sein, glücklich durch dich!“

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Zeitung.

Aus der guten alten Zeit. Vom Großvater des jetzt regierenden Herzogs von Göttingen, vom Herzog August von Göttingen, werden viele Sonderbarkeiten und oft geistreiche Einfälle und Geze erzählt. Zu den erstern gehört, daß er ein Zimmer besaß, dessen Decke den Sternhimmel darstellte; Sonne und Mond trugen die Gesichtszüge — Napoleons I., für den der Fürst seine Begeisterung in dieser Form fundgab. Zu der letzteren Gattung gehören folgende Geschichten: Die Hofgesellschaft hatte häufig unter den schonungslos Scherzen des Herzogs zu leiden. Eine Gräfin S., die er vorzugsweise gern neckte, hatte, als er ihr ankündigte, er werde sie, in den April schicken, ihm ein freundliches Wort von ihm gehört, mir hat er nie einen guten Blick gesendet, aber geschlagen hat er mich . . . gelassen . . . eingeliebt, bis ich sterben soll . . . Ich will aber nicht sterben . . . glücklich will ich sein, glücklich durch dich!“

dem. Das Rader hatte einen solikoren stücklichen Schaul enthalten, und die Gräfin war doch angehört. — Eines Mittags verlangte der Herzog anhalt des weihen Tischweins rothen, sagte aber hinzu: von dem guten, den die Frau Hofrätin C. . . Die Gattin des Hofintendanten zu trinken pflegt.“ — Die Fahne des Bataillons Götting war auf dem Neidenschießlohe Friedenstein in Verwahrung und es war Vorschrift, daß, wenn sie zu einer Parade oder dergl. abgeholt wurde, dazu die Erlaubnis des Herzogs erbeten werden mußte. Eines Tages lautete aber die Anweisung des Fürsten: „Die Fahne abholen! Nein, das erlaube ich nicht, sie bringen sie mir nicht wieder.“ Das Bataillon hatte in der That in Spanien einmal seine Fahne verloren.

Ein „Romeo“-Anfassung im Lande Schaafhausen's. Schauspieler haben ihre Eigenschaften, das ist bekannt; die schlechtesten sind die eingebildetsten usw. Daß sie die Charaktere eines Dichterverkes oft nach ganz neuer Auffassung — verhandeln, ist auch bekannt; aber so hatz wie der englische Schauspieler Coates hat es wohl keiner getrieben, der im Jahre 1810 im londoner Squarmarket-Theater als „Romeo“ auftrat. Er trug